

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 26

**Artikel:** Elise  
**Autor:** Koeder, Sofie  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-576279>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

DIE SCHWEIZ  
19202

Der Schneemann.



## ✠ Elise. ✠

Von Sofie Kveder.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Es war kalt, bitter kalt. Die Sonne war gerade untergegangen, und vom klaren Himmel herab legten sich kleine grünliche Nebel auf das Dorf. Lange, tiefe Schatten krochen über den Schnee, wuchsen und hüllten das Thal in Dunkelheit. Dort an den Bergspitzen widerstrahlten noch lange, rötliche Reflexe des Tages, sich verkürzend, abnehmend und hoch oben in der schneidig kalten Luft ersterbend.

Eine Kindertruppe trieb sich von den ortsüblichen Pfützen her dem Dorfe zu, einen kleinen Schlitten hinter sich herziehend und die roten, mehr violetten Hände in den Taschen bergend. Der Knecht von Podlogar's Hof trieb das Vieh zur Tränke, knallte mit der Peitsche und pfiß langsam vor sich hin: Siu, siu, si—i—u.

Dort von der Dorfstraße her ertönte ein melodisches Klingeln, und bald erschienen zwei braune Pferde im Gesichtskreis, die langsam einen einfachen, grün gefärbten Schlitten nachzogen, in welchem zwei eigentümlich vermummte Gestalten saßen.

Die Kinder wichen aus; dann aber legten sie sich dem Schlitten nach in Trab, daß der Schnee unter ihren eisenbeschlagenen Schuhen ordentlich staubte. Der im Schlitten auf der rechten Seite Sitzende verjagte den Pferden einen tüchtigen Peitschenhieb, und dann ging es in wilder Jagd durch das Dorf. Hier und da sprang ein Bauer brummend zur Seite, dann überschüttete sich eine Bäuerin, die ein vollgefülltes Schaff auf dem Kopf trug, mit Wasser, weil sie zu rasch auswich.

Vor dem Hause, welches ihm als das solideste erschien, zog der Kutscher die Zügel an, und die Pferde blieben stehen. „He, du Bursche, ist da die Gemeinde?“ fragte er einen Knaben und wies mit der Peitsche nach dem Gebäude.

„Nein, das ist die Schule“, entgegnete das Birschchen stramm und setzte die Mütze zurecht.

„Am Ende des Dorfes ist das Gemeindehaus, am Ende,“ mischten sich andere Kinder ein und umringten den Schlitten.

„Schon gut“, brummte jener auf dem Gefährt, warf noch einen Blick auf das Haus, vor dem er Halt gemacht, und sagte verächtlich:

„Na, solch' eine Schule!“ dann ließ er die Peitsche über die Kinder faulen, die sich an den Schlitten gehängt hatten, daß sie freischend zur Seite sprangen.

Und wieder setzten sich die Pferde in Trab, und der Schlitten flog an den Ställen, Scheunen und Häusern vorüber, bis der Kutscher mit leiserer Stimme sein lang gedehntes

„E—e—eh!“ rief und vom Wagen sprang. Ein ziemlich großes, nettes Bauernhaus stand an der Straße. Ein grünfarbiges Reisigbündel hing über dem Thor; in einem der vorderseitigen Fenster bemerkte man einige einfache Taschenmesser und Tabakspfeifen, hübsch an Cichorie, Seife und Kerzen angelehnt; an der Haus-

front aber konnte man auf einer schwarzen Tafel die verwischene, doch noch entzifferbare Aufschrift: „Gemeindefanzlei und Bürgermeisteramt Leskovec“ wahrnehmen.

Sobald der Schlitten Halt gemacht, erschien an der Schwelle ein rundliches Frauenzimmer. Unter der Schürze guckte ein kleines, etwas schmutziges Mädchen hervor; über ihre Schulter aber rechte sich der große, mächtige Kopf des Herrn Bürgermeisters.

„Guten Tag, Herr Bürgermeister,“ grüßte Jener, der vom Wagen gesprungen war, indem er sich des großen Halstuches entledigte, mit welchem er die Ohren und einen Teil der Brust bedeckt gehabt hatte, und zog ein zerknittertes, vielfach zusammengefaltetes Papier aus dem Rock, an welchem zwei Reihen Metallknöpfe glänzten.

„Ich bin der Schubführer aus Idria und bringe Ihnen da ein Weibsbild, das man Ihnen von Laibach schickt,“ sprach er und wies mit dem Daumen über die Schulter nach dem Schlitten, wo jenes eingewickelte und eingepackte Wesen noch immer regungslos saß.

„Mein Gott, nichts hat man als Scherereien,“ seufzte der Bürgermeister und faltete das Papier auseinander.

„Wie heißt sie denn, woher ist sie denn?“ fragte er in einem Atem und starrte auf das Blatt.

„Ach, diese Krizelei mag der Teufel lesen,“ sprach er dann ärgerlich und wandte sich zu seiner Frau.

„Geh hinauf, geh! Der Herr Divus soll gleich aus der Kanzlei herunter kommen!“ und als sich die dicke Bürgermeisterin nach der Einfahrt gewendet, befiel er dem Knecht, der aus dem Stall dahergekommen:

„Du, spanne die Pferde aus, zieh den Schlitten nach dem Hof und gib dann den Pferden Hafer. Von Idria daher ist's ein weiter Weg.“

Der Knecht machte sich sofort daran, die Stränge zu lösen, und auch das Weib rutschte langsam vom Boden herab.

Ein etwas verblaßter, aber doch moderner Shawl bedeckte ihren Kopf und war um ihren Hals gewickelt, so daß man vom Gesichte nur einen Teil der Stirne und zwei große, dunkle Augen sehen konnte. Ihre Gestalt umhüllte ein alter, grünlicher, abgewetzter, männlicher Rock, und ihre Füße steckten in riesigen Pelzschuhen.

„Ich mußte ihr den alten Rock geben; aus Laibach hat man sie uns nur so im Sommerkleid und mit so schlechter Beschuhung zugeschickt, daß sie unterwegs gewiß erfroren wäre, wenn ich sie so hergebracht hätte,“ bemerkte der Schubführer Jericha, den Bürgermeister ins Haus begleitend.

„Ja, ja, Scherereien, nichts als Scherereien,“ wiederholte der Bürgermeister noch im Zimmer und ließ seine Blicke über zwei oder drei Trinker schweifen, die an einem Tische saßen.

„Nun, nun, was gibt es denn?“ fragten diese neugierig und besahen den Schubführer, noch mehr aber die Gestalt, die gefolgt und beim Ofen stehen geblieben war, und der sie nicht entnehmen konnten, ob es ein Mann oder ein Weib sei.



„Ach, was sollte es sein,“ meinte der Bürgermeister mit einer wegwerfenden Handbewegung, indem er das Papier auf den Tisch legte und seiner ältern Tochter, die aus der Küche gekommen war, Befehle zu erteilen begann.

„Einen halben Liter heißen Wein, aber rasch!“ und als die Tochter aus dem Zimmer verschwunden war, wandte er sich zur Fremden und sprach mit einer gewissen Weichheit: „Legen Sie ab, es wird Ihnen ja zu heiß sein!“

Indessen kam Herr Divus, der Gemeindefekretär und nahm jenes Papier zur Hand.

„Elise Kovac ist es aus Steberc,“ sprach er.

„In Steberc gibt es keine Elise Kovac,“ berichtigte der Bürgermeister, „ich kenne alle Leute aus der ganzen Gemeinde.“

„Freilich gibt es dort keine, aber diese da gehört dahin,“ erklärte der Sekretär. „Ihr Großvater, Mathias Kovac, war in Steberc im Hause Nr. 5 geboren und nach unserer Gemeinde, Leskovec, zuständig. Er übersiedelte nach Triest, heiratete dort und hatte einen Sohn Anton. Auch dieser hat geheiratet und übersiedelte dann nach Görz, wo er starb. Seine Töchter Anna und Elise, in Görz geboren, sind aber hieher zuständig, und Elise Kovac ist eigentlich da in Steberc, in unserer Gemeinde heimisch.“

„Ei, ei,“ meinte die Bürgermeisterin verwundert; dem Vater Bürgermeister aber zuckte ein weiser Gedanke im Kopf auf, den er, im Bewußtsein seiner Verstandesgröße, seinen Zuhörern mitteilte:

„Aber wenn sie bisher nicht bei uns war, brauchen wir sie auch jetzt nicht.“

„Freilich brauchen wir sie nicht,“ stimmte der Sekretär zu, „aber sie war in Laibach arbeitslos, dienstlos, ohne Dokumente; dort hat man sie wegen Bagabondage eingesperrt und als Dirne in ihre Gemeinde geschickt, die sie übernehmen muß.“

„Als Dirne wegen Bagabondage?“ wiederholte die Bürgermeisterin und besah ungläubig die Fremde, die inzwischen den Rock, die Pelzschuhe und den Shawl abgelegt hatte und in ihrem leichten, dunklen städtischen Kleide einen ganz ehrbaren Eindruck machte.

„Ja, als Dirne,“ bestätigte der Sekretär. „Hier kann man es wörtlich lesen: Der gefertigte Magistrat der Hauptstadt Laibach verfügt, daß die sechzehnjährige . . .“

„Sechzehn Jahre!“ rieten die Zuhörer, der Sekretär fuhr aber sorglos fort:

„. . . daß die sechzehnjährige Elise Kovac als Dirne wegen Bagabondage in die Heimatgemeinde Leskovec abgeschoben werde.“

„So jung!“ ächzte die Bürgermeisterin und faltete die Hände.

Der Bürgermeister aber kratzte sich im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit hinter den Ohren und philosophierte:

„Was fangen wir mit ihr an? An Arbeit ist sie wahrscheinlich nicht gewohnt, umsonst . . .“

„Warten Sie, Herr Bürgermeister! Hier kann sie jedenfalls nicht bleiben und will es auch wahrscheinlich nicht, was, Fräulein?“ wandte sich der Sekretär zur Fremden und errötete, da er eine anerkannte Dirne als „Fräulein“ angesprochen. Aber ihre schlauke Gestalt, ihr intelligentes Gesicht und ihr stolzes Auftreten erzwang förmlich diese Ansprache von ihm.

„Nein, hier bleibe ich nicht,“ meinte sie kurz und entschieden.

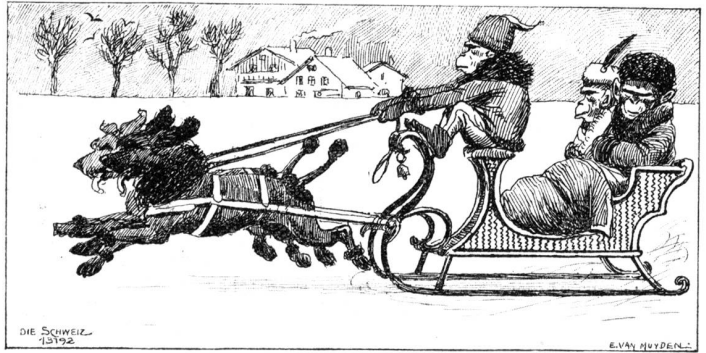
„Nun also!“ setzte der Sekretär fort. „Die Gemeinde folgt ihr ein Arbeitsbuch aus, gibt ihr das notwendige Reisegeld, und dann mag sie wieder in die Welt ziehen. Das nächste Mal wird sie schon Acht haben, damit sie nicht mit den Behörden über's Kreuz kommt.“

„Ja, ja, Sie haben Recht!“ feufzte der Bürgermeister erleichtert.

„Aber mit einem solch dünnen Kleidchen können wir sie nirgends hinsenden,“ mengte sich der Schubführer ein; „da erfriert sie ja, ehe sie über die Schwelle tritt.“

„Ach ja, freilich,“ bestätigte die Bürgermeisterin, der trotz alledem das Mitleid aufstieg.

„Wenn Sie mich drei Tage hier behalten, schick mir dann die Schwester Kleider. Ich habe ja ein Gewand; aber man hat mich ergriffen, so wie ich über die Straße gegangen,“ sprach die Fremde.



Genußlose Schlittenfahrt.

„So bleiben Sie,“ sprudelte der Bürgermeister, dem alles recht war, nur um größeren Verlegenheiten auszuweichen. „Nöt werden Sie ja nicht leiden, ein warmes Plätzchen findet sich schon, und zu essen bekommen Sie auch.“

Und so wird beschlossen, daß die Fremde so lang beim Bürgermeister verbleibe, bis ihr die Schwester Kleider geschickt, dann wird ihr ein Dienstbotenbuch ausgestellt, und Geld für die Reise nach Laibach gegeben.

\* \* \*

„Ist es denn wahr, Frau Bürgermeisterin, daß ein Mädchen per Schub von Laibach zu Ihnen gebracht wurde?“ fragte das Fräulein Lehrerin von Leskovec, als sie Sonntags mit der Bürgermeisterin zusammen von der Kirche ging.

„Freilich, freilich,“ bestätigte die Lektore und drückte ihre Nase ins Taschentuch, damit die Lehrerin nicht sehe, wie sie vor Freude errötet war, da das Fräulein ihr „Fran“ gesagt hatte.

„Das ist aber merkwürdig! Ich wußte es wirklich nicht, daß auch Frauenzimmer schubiert werden.“

„Es kommt selten vor, selten.“

„Es ist ja traurig, daß es überhaupt vorkommt.“

„Was will man! Die Welt ist heutzutage verdorben.“

„Ja, ja . . . Wie sieht sie denn aus?“ fragte die Lehrerin nach einer Weile.

Sie war erst das erste Jahr in der Anstellung, und in Leskovec langweilte sie sich furchtbar. Man darf ihr daher die Neugier nicht verargen.“

„Ach, schön ist sie, sehr schön. Jung ist sie auch noch. Bedenken Sie . . . sechzehn Jahre!“

„Sechzehn?“

„Ja, sechzehn. Aber man sieht es ihr nicht an, daß sie noch gar so jung ist. Ich hätte ihr zwanzig zugeschwät.“

„Und städtisch ist sie, sagen Sie?“

„Städtisch, elegant. Mehlsturz ist sie nicht und Hirsenbrei auch nicht.“

„Ich bin wirklich neugierig, wie sie aussieht.“

„Kommen Sie nachmittags ein wenig zu uns, Sie waren ja schon lange nicht mehr da,“ meinte die Bürgermeisterin einladend.

„Aber . . .“

„Nein aber! Ich bringe Sie hinauf nach der Kammer, sie ist ebenfalls oben. Der Herr Sekretär sagte, daß sie gebildet sei; deshalb brachten wir sie dort unter, weil das Gasthaus immer voll von Leuten ist.“

„Das haben Sie wirklich gut gemacht. Die Arme muß sich ja schämen, wenn sie die Leute so anschauen kommen. Vielleicht ist sie ja ganz unschuldig, wenn der Herr Divus gesagt hat, daß sie gebildet ist.“

„Ja, er sagte, daß sie italienisch und deutsch verstehe.“

„Ich komme also nachmittags, wenn es Ihnen recht ist.“

„Freilich, freilich, Fräulein. Man ist ja froh, wenn man ein wenig plaudern kann.“

Sie waren bei der Schule angekommen, und die Lehrerin verabschiedete sich so liebenswürdig und freundlich von der Bürgermeisterin, daß sie ganz erfreut zu Hause ankam und sich sofort daran machte, für den Nachmittag ein wenig Badewasser vorzubereiten.

\* \* \*



DIE SCHWEIZ  
13194

Abscheuliches Wetter.

„Ach, und zeichnen können Sie auch, Fräulein?“

„Ja!“

„Und wo . . .?“

„Der Bruder hat mich unterrichtet. Er hat die Realschule besucht, die sechste Klasse. Vor einem Jahr ist er gestorben.“

„Mein Gott, wie traurig!“

„Traurig. Wenn er noch leben würde, wäre es mit mir nicht so gekommen. Man würde mich nicht herumtreiben wie Landstreicher.“

„Reden Sie nicht davon.“

„Es ist ja wahr.“

Beide verweilten eine Zeitlang in Schweigen, und die Lehrerin beobachtete neugierig ihr Vis-à-vis. Die Züge des feinen, länglich-ovalen Antlitzes wiesen nichts Mundlich-kindliches auf, kein Zug war unfertig, alles regelmäßig und vollendet. Und so klar war dieses Antlitz, so offen und ruhig. Nicht im geringsten hatte sich die weiße Stirn gerunzelt, nicht ein wenig hatten sich die Lippen gekrümmt, nur in den langen, feinen Augenbrauen hatte es gezuckt, als sie jene bitteren Worte ausgesprochen: „Es ist ja wahr!“

Und die Lehrerin beobachtete weiter ihr energisches, regelmäßiges Profil, den weich abgerundeten Halsansatz, die leicht gewellten Haare über dem Nacken, die zarten, feinen Hände und die schmalen Finger mit den glänzenden, rosigen Nägeln. Sie erzählte ihr von der Schule, von den ausgelassenen Dorfkindern, von der öden Einsamigkeit des Lebens in Leskovec, und in all diese Erzählungen drängte sich ihr die Frage ein: Schuldig oder unschuldig?

Die Mutter des Bürgermeisters brachte ein wenig Backwerk und wartete der Lehrerin und dem fremden Mädchen auf.

Die Lehrerin kaute das gebakene Kleinzeug, versprach der Bürgermeisterin, daß sie ihrer ältesten Tochter Leni Spitzen für Tischtücher zeigen und die kleine Mizzi sticken lehren wolle; im Kopfe hämmerte es ihr aber unaufhörlich, und es schien ihr, als frage jeder Herzschlag: Was, was?

„Und wenn sie wirklich eine — Dirne ist!? Und wenn es wahr ist?!“

Sie erschrock und rückte ängstlich von ihr ab.

Geziemt es ihr, hier zu sitzen und mit einer — Dirne sich zu unterhalten? Unwillkürlich schob sie ihren Sessel näher zum Platz der Bürgermeisterin. Die Fremde hob ihre langen, dichten Wimpern und blickte sie gerade und fragend an. Die Lehrerin errötete; sie meinte, daß ihr dieser Blick bis auf den Grund der Seele gedrungen sei.

Sie ist unschuldig, unschuldig! flüsterte sie innerlich und lud die Fremde freundlich ein, sie zu besuchen, wenn sie noch längere Zeit in Leskovec bliebe.

„Danke Fräulein; ich reise morgen ab.“

„Schon morgen?“

„Ja. Oder wünschen Sie mir etwa noch eine längere Verbannung?“

„Ich meinte es nicht in diesem Sinn.“

„Ich weiß es und bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit dankbar.“

„Werden Sie mir schreiben?“

„Wünschen Sie es?“

„Jedenfalls würde es mich interessieren, zu wissen, wie es Ihnen geht.“

„Dann werde ich Ihnen schreiben.“

„Bitte!“

Beim Abgehen gab die Lehrerin der Bürgermeisterin einen heimlichen Wink, ihr zu folgen. In der Flur öffnete sie ihr Geldtäschchen, entnahm demselben zwei glänzende Guldenstücke und drückte sie der Bürgermeisterin in die Hand:

„Das soll der Herr Bürgermeister jenem Meißelgeld beilegen. — Sie wissen ja!“ — Dann legte sie ernsthaft den Zeigefinger auf den Mund und sprach mit scherzhafter Drohung:

„Aber nichts sagen!“ dann eilte sie auf die Straße.

Die Frau Mama beschloß aber im Stillen, selbst einen Gulden beizulegen und ihrem Mann zu sagen, daß die Lehrerin nicht zwei, sondern drei Silberstücke gegeben habe.

Nach etwa vierzehn Tagen erhielt die Lehrerin von Leskovec ein zart duftendes, längliches Briefchen mit schön und fein geschriebener Adresse. Es war von Elise Kovac.

„Merkwürdig! Sie sagte, daß sie nichts habe, und nun schreibt sie auf solch' feinem, modernem, braunem Papier, das sogar parfümiert ist,“ meinte die Lehrerin verwundert, und auch der frivole Ton des Briefes sagte ihr nicht zu.

Sie beantwortete den Brief trotzdem, wartete aber vergebens auf eine Erwiderung.

\* \* \*

Einmal im Herbst kam der Gemeindefekretär, Herr Divus ganz aufgeregt von der Post.

„Herr Bürgermeister, Herr Bürgermeister,“ rief er schon vor dem Hause und schwang ein Papier in der Luft.

„Was gibt es denn, was ist denn wieder los?“ jammerte Jener, und im Geist hörte er schon, wie ihm der Herr Sekretär eine neue Verordnung über die Reinigung von Düngerhaufen und über Karbolanschaffungen wegen Cholerafahr vorlese, wofür er doch schon vor Monaten vorgesorgt.

„Ach bedenken Sie! Ein Strafbogen ist da über Anna und Elise Kovac.“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Ja, wer hätte das gedacht?“

„Mein Gott, wie doch die Welt ist!“

Und eine halbe Stunde später schrieb Herr Divus in der verräuchten Gemeindefanzlei nachstehende Notiz in das „Protokoll über bestrafte Gemeindeglieder“ oder, wie der Herr Bürgermeister sagte, in das „schwarze Buch“:

„Anna Kovac, 25 Jahre alt, und Elise Kovac, 17 Jahre alt, in Görz geboren, nach der Gemeinde Leskovec zuständig, wurden zufolge Urteil des Landesgerichtes Laibach vom 10. und 11. d. M. auf Grund des § 10 und 11 wegen Verbrechens des Diebstahls mit dreimonatlichem schwerem Kerker bestraft.“

\* \* \*

Ein kalter Herbstwind wehte durch die Straßen von Laibach, ächzte um die Ecken und verwickelte sich in die fahlen Nester der Alleen. Eine schneidende, unangenehme Atmosphäre lag über der Stadt und froch in die Menschen. Die Herren wickelten sich dicht in ihre Havelocks, und die Damen hielten ihre Mantillen fest und knüpften ihre Jacken enge zusammen, um sich vor dem scharfen kalten Hauch zu schützen. Einige verspätete Blätter segte der Wind von den Nesten und wirbelte sie im luftigen Tanze herum; bald ließ er ein wenig nach, bald hob er wieder den Staub mit verdoppelter Gewalt empor, ihn in langen Stößen durch die Straßen treibend.

Einige Krähen freisten in großen Scharen um die Türme, und eine dichte Wolkenficht hing hoch in den Lüften, verhing die Sonne und hüllte den Horizont in den grauen, langweiligen Ton des Spätherbstes. Das Rollen der Wagen, die Schritte von Menschen, der laute Streit zweier Fiaker am Hauptplatz widerhallte mit gedehntem, müdem Schall von den Häusern, und ein toter, gelblichgrauer Glanz machte einen eigenartig kalten, unangenehmen Eindruck auf den Menschen.

Aus einem großen, dreistöckigen Gebäude trat ein städtisch gekleidetes Mädchen mit dunkelgrünem Hüthen, in einem grauen Jacket und mit kleinem Bäckchen unter dem Arm. Ein Offizier blickte ihr unternehmend in's Gesicht, murmelte: „Eine famose Figur, ein typisches Gesicht!“ wandte sich nach ihr

DIE SCHNEIZ  
1878

Sommerluft.

um, ließ den Säbel fallen, schlug energisch die Sporen zusammen, machte dann Kehrt und begann der Unbekannten, unaufrichtig mit dem Säbel rasselnd, nachzusteigen.

Jene sah ihn einige Male verächtlich und erzürnt über die Achseln an; aber da der ausdauernde Krieger nicht die geringste Luft zeigte, ihre Spur zu verlassen, trat sie in den nächsten Hausflur, bis der lästige Verfolger hinter der Ecke verschwunden war; dann eilte sie weiter. Ein dichter, weißer Schleier verhüllte ihr Gesicht, und durch denselben konnte man nur das Leuchten der Augen sehen.

Nachdenklich blickte sie vor sich hin, einige Male tief aufseufzend, hob ein wenig den langen, schwarzen Rock und beflügelte dann ihre Schritte. Von Zeit zu Zeit schien es, als würde ihr Körper erbeben und sich ihre Schultern in unterdrücktem Weinen heben. Ein Dienstmann stieß mit seiner Last an sie an, etwas weiter streifte sie ein Schusterjunge mit einem Paar alter, zerrissener Stiefel, und gleich darauf lief sie an eine ältliche Magd an, die ihr ärgerlich etwas von Art und Manier nachbrummte. Sie bemerkte von all dem nichts. Fast mechanisch schritt sie daher, wandte sich über den St. Jakobsplatz nach der Tirnauer Vorstadt und von da in eine dunkle, enge und schmutzige Straße in Krakow.

Vor einem kleinen, verwitterten Hause machte sie Halt und klopfte an die Türe, welche sich erst nach einer Weile von innen öffnete.

„Ach, du bist es, Elise,“ redete sie eine häßliche Alte an, bössartig krächzend, als sie die müde, verzweifelte Haltung des angekommenen Mädchens bemerkte.

„Wie war es denn, he, he?“ fragte sie und befühlte mit ihrer trockenen, knochigen Hand das elegante, feine Jackett des Mädchens.

„Ach, lassen Sie mich,“ seufzte diese und erbehte nervös. „Nu, nu, es ist ja nichts Arges,“ sprach die Alte gezwungen und versuchte mit abstoßender Freundlichkeit, sie um die Taille zu umfassen.

„Ich bin nicht gut gelaunt,“ murmelte das Mädchen durch die Zähne. Nachdem sie die Hände der Alten abgeschüttelt, fragte sie:

„Wo ist denn Anna?“

„Oben, oben. Sie wartet schon lange,“ erwiderte die Alte und begab sich in das Zimmer, vergnügt lächelnd.

Das Mädchen lehnte sich für einen Augenblick an die Wand, dann schritt sie hart die Stufen aufwärts.

Von einem kurzen, dunklen Gang führte nach beiden Seiten hin je eine niedrige Thür. Hinter jener auf der linken Seite hörte man die Melodie eines schlüpfrigen Gassenbauers und das Rücken von Stühlen. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und ein hochgewachsener Feldwebel trat heraus.

„Ach, siehe da, Fräulein Schwester, hm . . . habe die Ehre.“

„Laß sie, laß,“ erklang hinter ihm eine Frauenstimme.

„Ha, ha, fürchtest du etwa, daß ich zu ihr übergebe?“ lachte der Feldwebel roh, wandte sich um, verfecht jenem Frauenzimmer einen Schlag auf die Schulter und ging dann fort.

Auf der Stiege rief er noch einmal nach rückwärts: „Auf Wiedersehen, cara mia!“

„Auf Wiedersehen!“ rief das Frauenzimmer zurück und wandte sich dann zu Elise.

„Komm doch näher, Schwesterchen,“ sagte sie und zog sie mit ins Zimmer.

„Etwas Thee hat mein Feldwebel doch noch übrig gelassen, sogar noch etwas Rum,“ sprach sie, goß etwas von der duftenden Flüssigkeit in ein Schälchen und schob es der Schwester zu.

„Ich danke, ich mag nicht,“ meinte diese und ließ sich müde auf den nächsten Sessel nieder.

„Wie du willst,“ erwiderte die Schwester und schlürfte allein den Thee.

Das kleine Lämpchen, das auf dem Tische flackerte, weil es in dem kleinen Zimmer, welches nur ein Fenster nach dem engen dunklen Hof hatte, schon finster war, beleuchtete scharf ihr spitzes, furchiges Gesicht. Eine krankhafte Blässe zog sich über ihr Gesicht hin, und ihre Haut war trocken und welk.

Im Zimmer befanden sich zwei Betten, ein Tisch, um denselben herum einige geflochtene Stühle, in der Ecke ein Kasten, unter dem Fenster aber ein kleiner, schwarzer Koffer. Ueberall lag alles in Unordnung umher, alles war auseinander und übereinander geworfen. An der Wand hingen Frauenkleider an Nägeln, auf dem Koffer lag eine schwarze Peluche-Mantille neben einem grauen Jägerhut mit geschweiften Feder.

Das Zimmer sowie die Einrichtung waren sehr ärmlich, die Kleider aber ziemlich nett und elegant.

Elisens Schwester war mit einer weißen, zerknitterten Unterjacke und mit einem grellroten Rocke bekleidet, ihre Haare waren zerraut, um die Lippen spielte ihr ein verächtliches, spöttisches Lächeln.

Schweigend saßen sie einander gegenüber, bis Elise aufstand und den Hut ablegte.

„Nun, wie war es? Hast du Arbeit gefunden?“ fragte die Schwester.

„Nein.“

„Haha! Hab ich es dir nicht gesagt?“

„Morgen versuche ich es noch einmal.“

„Ich gratuliere zu deiner Ausdauer.“

Wieder wurde es still.

Blöglich bedeckte Elise das Gesicht mit den Händen, lehnte die Arme an den Tisch und schluchzte auf:

„Mein Gott, mein Gott, erbarme dich meiner!“

„Tränen! Ha, ha! Wie wir doch zart sind!“ spottete die Schwester.

„Den ganzen Tag lang habe ich herumgesucht, und nichts—nirgends etwas!“

„Ach, du Kind du! Glaubst du denn wirklich, daß dich jemand zu den Kindern nehmen wird? Dich? Lächerlich!“

„Ich habe Stickerarbeit gesucht.“

„Ha, ha, als ob diese edlen Damen gestatten würden, daß in ihre feine Wäsche die Anfangsbuchstaben ihrer hohen Namen eingestickt werden von Händen, welche . . .“

„Schweig mir davon!“

„Wozu schweigen? Es weiß doch Jedermann, daß Fräulein Elise Kovac ganze drei Monate im Gefängnis ausgeruht hat.“

„Schweige, Schweige! . . . Warst nicht du schuld daran! . . . Wer hat mich verleitet! . . . Du! Du!“

„Danke! . . . Wer war denn schuld daran, daß man dich erwischt hat und mich mit dir? . . . Was? Und gleich als du zum ersten Mal mit mir in den Laden gingst?! . . . Deine Ungeschicklichkeit, meine Liebe!“

„Schweige!“

„Schweigen sollte ich? Deine Nerven sind sehr empfindlich. Ha, ha! Im Uebrigen hast du ein bedeutendes Schwesterliches Gefühl, das muß ich anerkennen. Beim Gericht hättest du dich ganz gut wenigstens um zwei Monate herauspuzen können, freilich auf meine Kosten. Nun, du hast lieber geschwiegen. . . Ich muß mich noch einmal bedanken!“

„Laß mich in Ruhe!“

„Ach, wie du heute unhöflich bist! Siehst du, ich habe dich ja auch gerne; deshalb rate ich dir ganz von Herzen, dieses Dienst- und Arbeitssuchen zu lassen; du kannst ohnehin nichts bekommen. Geh also lieber dorthin, du weißt ja, wohin dir unsere gute Hausfrau geraten hat.“

„Was, dorthin sollte ich gehen, in die Pflüge, wo verlorene weibliche Wesen ein schwachvolles Leben führen . . .? Nie, nie!“

„Und warum nicht, meine Liebe? Arbeit bekommst du nicht, stehlen darfst du nicht, der Hunger thut wehe, hm — es bleibt gar nichts Anderes übrig.“

„Ich gehe nach Gilly, nach Marburg oder nach Graz, wo man mich nicht kennt.“

„Nicht kennt? Nun, solches erfährt man sehr bald! Weißt du, wie man dich fragen wird? Sind Sie jene Elise Kovac, von der man in den Zeitungen las, daß . . . u. i. w.! Und du kannst nichts Anderes thun, als sagen: „Ja, ich bin es,“ und daraufhin wird man sich überall bedanken für die Ehre, eine solche interessante Person ins Haus aufzunehmen. Man wird dich vielleicht noch bis zur Thüre begleiten, aber nur aus Furcht, daß im Vorzimmer irgend etwas an dir hängen bleibe, und du bist wieder auf der Straße.“

„Und wer trägt an all dem die Schuld?“

„Ich weiß es nicht . . . Vielleicht unsere Eltern, weil sie uns nicht einen Heller hinterließen, als sie in jene Welt abgegangen . . . vielleicht andere Menschen, ich weiß es wirklich nicht!“

„Du bist schuld, du!“

„Ich? Ich sagte dir schon einmal, daß ich auf diese Ehre verzichte. Ueberhaupt bist du nicht allzu dankbar. Wer hat denn dich und den Bruder vom neunten Jahre an erhalten, ah?“

„Und womit hast du uns erhalten?“

„Darum handelt es sich nicht.“

„Darum handelt es sich, darum! Hätte mein Bruder gewußt, welcher Art dein Verdienst ist, so hätte er nie einen Bissen von dir angenommen.“

„Ich hätte ihn nicht dazu zwingen können. Ueberhaupt kann ich aber nicht denken, daß man so naiv sein könnte, zu glauben, man verdiene mit bloßer Stickerarbeit soviel, um drei Personen damit bekleben und erhalten zu können.“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Jammere nicht!“

„Wenn der Bruder lebte, wäre es mit mir nicht so weit gekommen.“

„Trauer nur nach deinem Mitter, es thut dir not.“

„Ja, ja, not thut es, not!“

„Ach, seht nur das bedürftige Fräulein im feinen Jacket und der modernen Blouse an!“

„Ich habe es angezogen, um einen bessern Eindruck zu machen,“ weinte jene und begann mit nervöser Hast die Knöpfe zu küssen.

„Eindruck?! Hm . . .! Wo du deinen Namen nanntest, meinte man, es sei gestohlen.“

„Mein Gott!“

„Und was liegt daran? Laß alles zusammen und hör auf meinen Rat.“

„Nein . . . nein . . .!“

„Du hattest doch nicht immer ein solch zartes Gewissen! Ueberhaupt mußt du dich aber bald zu irgend etwas entschließen; denn ich habe keine Lust mehr, mich mit dir abzuplagen. Du bist zu dumm. Für mich genügt schon mein Verstand, aber noch auf dich zu achten vermag ich nicht.“

„Morgen gehe ich noch einmal in die Stadt; und sollte ich die schlechteste Arbeit bekommen, so nehme ich sie an. Alles soll mir recht sein.“

„So, so. So ist es recht. Bessere dich, verdinge dich als Kuhmagd,iß Sauerkraut mit ungeschmalzenem Sterz, mittags delectiere dich aber an Kartoffeln. Vielleicht vergift dann doch

Jemand, daß du eingesperrt warst, daß man dich mit dem Schubwagen herumgeführt hat, und noch alles andere, was nicht mit Nummer und Datum in Akten verzeichnet steht.“

„Du bist mein Dämon, Anna.“

„Sehr schmeichelhaft für mich.“

Elise erbehte, sprang auf, mit einem wilden Aufschreien der Augen packte sie die Schwester an den Schultern und schüttelte sie heftig.

„Du bist mein Fluch,“ schrie sie auf und stieß sie von sich; dann ging sie zum Bett, warf die Kleider achtlos auf den Boden, zog die



Unwillkommenes Ständchen.



Schuhe aus, warf sich auf den Strohsack und wandte das Gesicht zur Wand.

„Hi, hi, das Käzchen ist wild,“ sprach die Schwester, trank noch den letzten Thee aus, der in der Kochmaschine geblieben war, und halbleise pfeifend, stieg sie über die Treppe hinunter zur Alten, bei der ein junger, blasser Mensch mit fahnen Blicken und weißen Wangen saß, der sie bei ihrem Eintritt lachend grüßte.

\* \* \*

In der kleinen Kanzlei der Gemeinde Leskovec trippelte der rundliche Bürgermeister mit kleinen Schritten auf und ab, fraute sich hinter den Ohren und stöhnte hie und da auf.

„Was hat man von dieser Bürgermeisterei? Nichts als Scherereien und Sorgen! . . . Woher ist denn jenes Papier, Herr Divus!“

„Aus Budapest.“

„Aus Budapest? Du mein Heiland! Noch aus Afrika soll man uns irgend etwas schicken,“ ärgerte sich der Bürgermeister und beteuerte ein über das andere Mal, daß er nie, nie, nie mehr die Wahl zum Bürgermeister von Leskovec annehme.

Einige fette Fliegen summten träge im Zimmer herum, sich hie und da auf den großen gebundenen Staats- und Landesgesetzbüchern niederlassend und frech an die etwas zu hoch geratene Stirne des Herr Divus anfliegend, der melancholisch den Kopf in die Hand stützte.

Draußen lachte die Sonne, man hörte das Aufschlagen der Dreschflügel in kurzen, hüpfenden Takten. Einige Hühner gluckten unten im Hof, vom Stall her trug der Wind derbe Fluchsprüchelein des Knechtes daher.

Alle diese Stimmen floßen in einer unbestimmten träumerischen Ruhe zusammen, und den Herrn Divus erfaßte eine zarte, schwelgende Sentimentalität, die sich noch steigerte, als der Bürgermeister brummend das Zimmer verließ, um im Gasthause die Sorgen seines hohen Amtes in einem Glase Wein zu ertränken.

Unten im Garten sammelte die Magd Salat und sang mit hoher, dünner Stimme:

Der Rosmarin ist immer frisch,  
allein mein Kranz ist nimmer g'wis;  
der Rosmarin duft' immer fein,  
mag frisch er oder trocken sein.

Herr Divus stützte seinen Kopf fester in die Hand und lauschte begeistert der Sängerin, die nun ein anderes Lied begann:

Hab' Rosen gebrochen  
und Kränze geflochten,  
so lange, so lange ich unschuldig war . . .

„Unschuldig war,“ versuchte er mit seinem fetten Baß einzufallen; dann vertiefte er sich aber resigniert in eine Zuschrift des St. Rochus-Spitals aus Budapest, das im trockenen Amtsstil die Kranken- und Beerdigungskosten für Elise Kovac, geboren in Görz, zuständig nach Leskovec, bekannt gab.

„Oh, es ist genug,“ berechnete er. Aber er war eine weiche, gefühlvolle Seele; er verjenkte sich wieder in seine sentimentalischen Empfindungen, machte beim Summieren einen Fehler, und aufmerksam die langen trockenen Ziffern betrachtend, seufzte er in seinen kurzen, schütterten Schnurrbart:

„Verdorben und gestorben!“

